

Weiterschwimmen

Das Plätschern von Wasser, Chlorgeruch. Kein Kindergeschrei, nicht zu dieser Tageszeit. Ich bin stehen geblieben, auf der zweitobersten Treppenstufe, die Füße schon im Wasser –

Umkehren, wieder nach Hause gehen, mich ins Bett legen, zwischen die Laken, die vielleicht noch warm sind. Vertraute Geräusche hören – von oben den Nachbarn, seinen schweren Schritt, von unten das Brummen der Heizung, die auf Hochtouren läuft. Endlich auf Hochtouren läuft. Zu guter Letzt ist der Winter doch noch gekommen, hat es geschneit.

Wenigstens Schnee fällt noch, wo sonst alles aus den Fugen geraten ist. In fünfzig Jahren werde es in den Alpen keine Gletscher mehr geben, hat der Experte am Fernsehen gesagt, einfach so gesagt, ohne eine Miene zu verziehen. Nicht daran denken. Nicht denken. Nicht an die Gletscher und auch nicht an Jakob, der plötzlich nicht mehr wollte, mich nicht mehr wollte, der eine andere hat, eine, die weiß, was sie will. Nicht wie ich, die unsicher ist, sich fürchtet vor dem, was kommt, kommen könnte.

Manchmal habe ich richtiggehend Panik – nachts, wenn ich nicht schlafen kann, wenn die Gedanken kreisen, und der Nachbar betrunken ist, es in der Wohnung über mir poltert und kracht, und er die Tür nicht aufmacht, und ich die Polizei nicht rufen mag. Diese Abneigung gegen Uniformen. Wo mein Vater doch auch beim Militär war, in seiner Uniform ausrückte, manchmal wochenlang wegblieb. Damals, als ich noch am Fuße des Gletschers wohnte, im Dorf, das bald kein Dorf am Fuße des Gletschers mehr sein wird, dem eine Überschwemmung droht. Die natürliche Barriere, die das Schmelzwasser zurückhalte, werde dem wachsenden Druck eines Tages nicht mehr Stand halten, hat der Experte erklärt und

auf Luftaufnahmen gedeutet: Gletscher, See, Dorf – angeordnet in einer Linie, absteigend.

Noch immer stehe ich da: am Beckenrand, auf der zweitobersten Stufe. Mir ist kalt. Entweder jetzt oder gar nicht. Schwimmen wird mir gut tun, tut mir immer gut: die rhythmischen Bewegungen, das regelmäßige Hin und Her. Am besten ist es, wenn ich aufhöre, die Längen zu zählen, wenn mir egal ist, wie weit und wie lange ich schwimme, wenn ich keine Ambitionen hege, keine selbst auferlegte Pflicht erfüllen muss, wenn ich nur hin- und herschwimme, durch das Wasser gleite, fliege, abwechslungsweise den linken und den rechten Arm eintauche, unter den Achselhöhlen atme, regelmäßig atme. Ich gebe mir einen Ruck, tauche Kopf voran ins Becken, fühle die Kälte, das kurze Stocken des Atems. Die Bewegung setzt automatisch ein, ohne mein Dazutun – beinahe – ein gleichmäßiger Rhythmus, fließend. Das Wasser ist mein Element, da bin ich zu Hause, da habe ich zu nah dran gebaut, wie Jakob mir vorgeworfen hat. Von einem Tag auf den anderen ist er aus meinem Leben verschwunden. Nur die Rasierklingen hat er im Badezimmer liegenlassen. Tun, als ob nichts wäre. Alles wie immer. Kein Grund zur Sorge. Weitermachen, weiterschwimmen, hin und her, mich nicht aufregen, nicht über den Typen ärgern, der sich – in der Gewissheit schneller zu sein – direkt vor mir in die Bahn wirft, der nicht schneller ist, der langsam ist, ätzend langsam, den ich wieder und wieder werde überholen müssen, der genauso gut in einer anderen Bahn schwimmen könnte, einer, die nicht für Sportschwimmer reserviert ist. Mich nicht aufregen, weitermachen. Mich doch aufregen. Froh sein, mich aufgeregter zu haben, auf andere Gedanken gekommen zu sein, etwas anderes gefühlt zu haben: eine Wut, ob der ich vergesse, die Längen zu zählen. Nicht mehr wissen, wie oft ich hin- und hergeschwommen bin. Das Zählen definitiv bleiben lassen. Im Wasser schweben, bäuchlings, unter mir die Fliesen, der schwarze

Streifen in der Mitte der Spur, ein Pflaster, das sich von jemandes Haut gelöst hat, ein Haargummi. Hin- und hergleiten, mich mit jeder Bewegung leichter fühlen, glauben, ewig so weiterschwimmen zu können – so lange bis der Bademeister mich aus der Halle weist, der Bademeister, der sonst immer überfreundlich ist, der mich grüßt wie eine alte Bekannte, dessen Bekannte ich aber auf keinen Fall sein möchte. Weiterschwimmen. Bis die Haut Falten wirft, an Händen und Füßen, wie nach einem heißen Bad. Wie nach einem Bad mit Jakob. Zuerst Sex, dann ein heißes Bad, das hat er gemocht. Hinterher womöglich nochmals Sex. Nicht mehr mit mir – Nicht denken. Hin- und herschwimmen, langsam doch müde werden. Fühlen, wie die Muskeln erschlaffen, mir vornehmen, noch fünf Längen zu tun – mindestens fünf, sie zählen jetzt. Durchs Wasser gleiten, mal auf dem Bauch, mal auf dem Rücken – mir das langsame Rückwärtsgleiten gönnen, rückwärts voran kommen, zur Decke schauen, die Bewegung der Wasseroberfläche dort wieder finden, mich rechtzeitig auf den Bauch drehen, nicht gegen den Beckenrand prallen, nicht gegen den fremden Körper, der dort steht, stehen könnte. Die letzte Länge auf Tempo schwimmen, außer Atem sein, das Pulsieren fühlen, den eigenen Herzschlag. Feststellen, dass ich eine Stunde im Wasser war, sechzig Minuten lang. Aus dem Wasser steigen, inne halten, die Arme über dem Kopf ausstrecken, die Muskeln dehnen. Ein wohliges Ziehen. Dann unter die Dusche stehen, mich einseifen, von oben bis unten: weißer Schaum. Wieder und wieder auf den Knopf für warmes Wasser drücken, die Pausen minimieren, Wärme auf Knopfdruck. Mich endlich doch losreißen, in der Garderobe die ausgetrocknete Haut eincremen, feststellen, dass die Creme ein Geschenk von Jakob ist, Erinnerungen weckt. Die Erinnerungen verteilen, sorgfältig, jeden Zentimeter Haut damit versorgen. Dann loslassen. Ein für alle Mal. Die Creme nicht

einpacken, sie in der Garderobe liegenlassen, liegenlassen wollen, sie doch mitnehmen, mitnehmen müssen, weil sie mir nachgetragen wird, von einer freundlichen Dame (hallo, Sie haben etwas vergessen) – einer Dame, die erwartet, das ich dankbar bin. Lächeln, weil es erwartet wird, funktionieren. Mich trotz allem besser fühlen. Besser als zuvor, vor dem Schwimmen. Wieder mehr Energie haben, zu Hause nicht gleich unter die Bettdecke schlüpfen. Die Hautcreme entsorgen. Und die Rasierklingen. Den Abfallsack sofort zur Mülltonne hinunter tragen. Kein Risiko eingehen, auch den Fernseher nicht einschalten. Nichts sehen, nichts hören. Etwas kochen. Eine richtige Mahlzeit zubereiten, nicht nur Brot und Käse essen. Mich stark fühlen, auf einmal stark. Und zuversichtlich.